

Im Garten mit dem Goldregen

Autor(en): **Wenger-Ruuss, Lisa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **11 (1907)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575029>

Nutzungsbedingungen

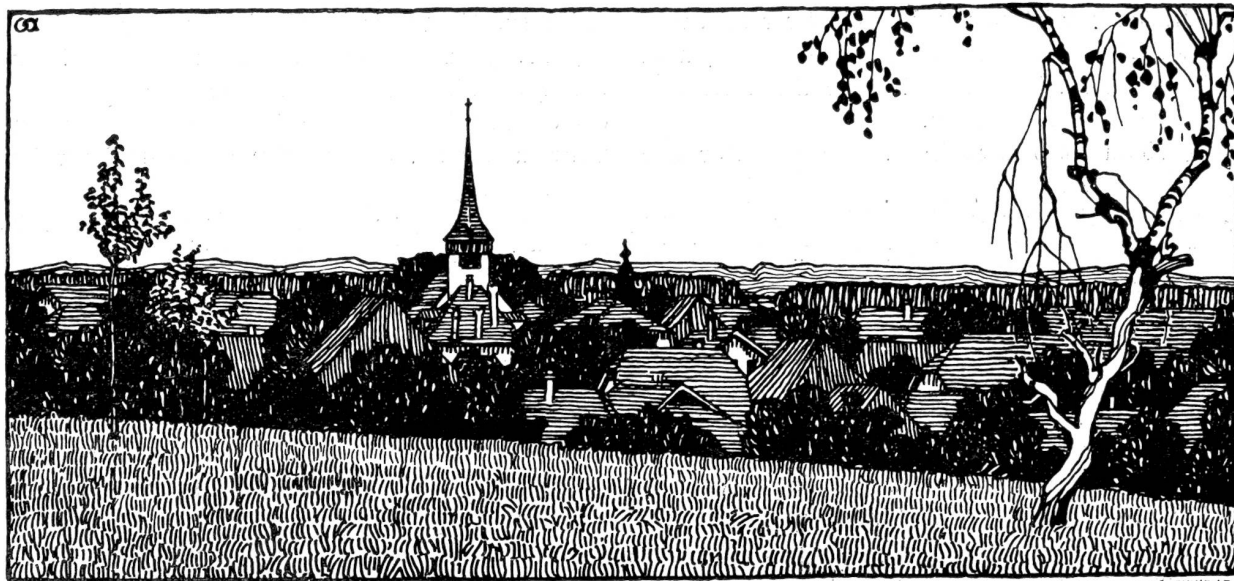
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Im Garten mit dem Goldregen.

Skizze von Lisa Wenger-Kunz, Basel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Der Goldregen blühte, und die blauen Schwertlilien standen in einer Reihe der Mauer entlang. Es duftete zart in dem alten schmalen Garten, und von weit her kamen die Bienen und flogen um die Blumen und um den Lindenbaum, der ganz hinten am Ende der Mauer neben dem runden Turm stand, der über und über mit Ephen bedeckt war.

Im Turm war ein winziges Zimmerchen. Das Zimmer hatte ein winziges Fenster, und von dort konnte man das ganze Land überblicken, den blauen Fluß, die hellgrünen Matten mit den gelben Blumen und in der Ferne den Schwarzwald.

Wenn man wollte, konnte man aber auch ganz in der Nähe etwas sehr Hübsches und Feines sehen: ein zierliches Jungfräulein, das in dem Nachbargarten vor einer Laube aus Kornelkirschen saß und ein Büchlein in der Hand hielt. Sie trug ein weißes Musselinkleid mit Volants, kurzen Ärmeln und weitem Halsausschnitt. Ihre Schuhe waren aus schwarzem Satin und waren kreuzweise um den weißen Strumpf befestigt.

Sie las in dem kleinen Buch, über dessen Einband Vergiftmeinnicht ohne Stengel und Blätter zerstreut lagen und auf dessen erster Seite stand: „Meinem herzlieben Lottchen von ihrem Freund.“ — Ein Name stand nicht dabei. Kaum hatte das junge Mädchen zu lesen angefangen, als sie gestört wurde.

„Lottchen!“ rief jemand vom Hause her. Sofort stand Lotte auf und ging langsam durch den Garten. Sie benutzte aber nicht den nähern, geraden Weg der Mauer entlang, sondern verfolgte den gewundenen, der

um sämtliche Blumenbeete herumführte, zur Gartenlaube hinüber, zum Springbrunnen zurück und an den Spargelbeeten vorbei. Zuletzt ging sie noch zweimal um den laufenden Brunnen herum, der vor dem Hause im Hof stand. Sie hatte es nicht eilig.

„Lotte!“ rief die Stimme noch einmal, und diesmal klang sie hart und spitz wie eine Nähnadel.

Lottchen verschwand unter der Haustüre; aber ehe sie verschwand, hatte sie schnell noch einmal zurückgesehen, hinüber zum Turm mit dem Ephen.

Dort sah ihr Jugendgespieler, Heinrich Zschille, zum Fenster seines Turmzimmerchens heraus und hatte die Hand auf das Herz gelegt.

Lottchen wußte, was das bedeutete. Dasselbe, was auf dem Buchzeichen in ihrem vergiftmeinnichtgesprenkelten Büchlein stand, nämlich: Ich liebe dich!

Lottchen gefiel dies Wort immer. Am wohlklingendsten fand sie es aber, wenn sie einer weißen Lilie gleich dem Freund am Halse hing und er es leise flüsterte oder wenn er gar nichts sagte und sie nur fühlte, daß er es dachte.

Es geschah recht oft, daß sie das liebe Wort hörte, fast täglich; denn es war Sommer, und Lotte kam alle Abende zur Kornelkirschenlaube, und Heinrich saß jeden Abend in seinem Turmzimmer und wartete auf sie.

Sah er Lottchen kommen in ihrem weißen Kleid, mit den großen runden Kinderaugen, den aufgesteckten Locken und dem mächtigen Kamm aus Schildpatt darüber, so fing sein Herz so stark zu klopfen an, daß ihm fast die Tränen in die Augen traten.

Lottchen setzte sich dann auf die Bank vor der Laube, und Heinrich sprang über die Mauer — es lagen zu diesem Zweck seit ihrer Kindheit große Steine bereit — und setzte sich neben Lottchen.

Hand in Hand saßen sie so. Wenn es aber leise dunkel wurde, wenn der Goldregen so starken Wohlgeruch herübersandte und die Fledermäuse lautlos um den runden Turm zu huschen begannen, dann küßten sie sich auch. Heiß und innig, und unzählige Male wiederholte dann Heinrich: „Ich liebe dich!“

Auch heute abend war er schon fast auf dem Wege gewesen, zu Lottchen hinüberzusteigen, als sie ins Haus gerufen wurde. Ihre Mutter — es war ihre zweite Mutter — wartete oben auf der Treppe auf sie.

„Lotte,“ sagte sie kurz, „komm herein! Die Raßmussen ist da! Sie hat mir schöne Dinge von dir erzählt!“ Lottchen erschrak. Die Raßmussen war ihre Nachbarin und eine Frau mit bösem Mundwerk.

Schon als Lotte noch ein Kind gewesen, hatte sie sie verklagt bei der Mutter. Um Kleinigkeiten willen. Wegen einer Blume, die Lotte zwischen den Holzstäben des Gitters hervorgezogen und gepflückt hatte, oder wegen eines Pflirsichs, den sie gegessen.

„Was sie wohl will?“ dachte Lotte ängstlich.

„Sek' dich!“ sagte ihre Mutter und deutete auf einen kleinen Stuhl mit grün- und weißgestreiftem Muster. Gehorsam setzte sich Lotte.

„Ist es wahr, daß du Abend für Abend mit Zschilles Heinrich vor der Laube sitzt?“ Lotte fuhr zusammen. Sie hatte fest geglaubt, es sei unmöglich, daß man sie sehen könne. Hinter ihr war doch die große dicke Laube, neben ihr das Dahlienbeet und rechts die Hecke!

„Ja!“ sagte sie leise und wurde rot bis über die Ohren und hinter die weichen dunkeln Locken.

Die beiden Frauen sahen sich an, die eine triumphierend, die andere ärgerlich. Es war schon so sehr, sehr lange her, seit sie selber vor einer Laube gesessen, neben sich ein Dahlienbeet und rechts eine Hecke! Da hatten sie vergessen, wie schön das gewesen.

„Und ist es wahr, daß der Heinrich dich geküßt hat?“ forschte Frau Christine Engelin weiter. Nun wurde Lotte dunkelrot. Sie drehte den Kopf auf die Seite und hielt die Hand vor das Gesicht.

„Ja, schämen Sie sich nur, Jungfer Lotte!“ sagte Frau Raßmussen. „Habt eine so tugendreiche Mutter und hattet einen so ehrbaren Vater und sitzt mit Jünglingen zusammen, wenn's dunkelt! Pfui!“ Jetzt weinte Lottchen. Was konnte sie darauf sagen? Es war ja wahr!

„Lotte,“ sagte strenge ihre Mutter, „die liebe Nachbarin hat mir versprochen, von der Sache zu schweigen. Du aber reißest morgen zu der Tante Cornelia. Dort

bleibst du, bis du dir die Flossen aus dem Kopf geschlagen! In meiner Familie hält man auf Ehre! In meiner Familie haben die Jungfrauen ihre Ehemänner erst am Tage ihrer Hochzeit geküßt, vor den Augen von Vater und Mutter! Von liebevollen Verhältnissen wußte man nichts!“

„Mutter,“ weinte Lottchen, „wir wollen uns aber heiraten!“ Die zwei Frauen lachten.

„Das kennt man! Reiche Jünglinge verfehlen nie, das den Jungfrauen zu sagen, um sie zu locken!“

„Glauben Sie mir doch, Mutter! Der Heinrich ist ein braver Mensch, und er hat mich lieb! Warum sollte er mich nicht heiraten wollen?“

„Larifari! Der Heinrich ist jung! Bis der heiratet, schlüpft noch manche Maus in ein ander Loch! Für dich aber hat sich ein Freier gemeldet, nicht wahr, Frau Raßmussen? Wenn die Tante Cornelia dir den Kopf zurechtgerückt haben wird, kommst du heim, und das Weitere wird sich dann finden! Nicht wahr, Frau Raßmussen?“ Sie blinzelte zu der hageren Nachbarin hinüber, die eifrig nickte, den Kapothut aus weißem Taffet mit den bunten Tulpen, der neben ihr auf einem Stuhl gelegen, ergriff, energisch aufsetzte, den kleinen zusammenlegbaren Sonnenschirm an sich nahm und anfang sich umständlich zu verabschieden.

Lottes verweintes Gesichtchen und ihre niedergeschlagenen Augen rührten sie gar nicht.

„Seid froh, Jungfer Lotte, daß Ihr gute Freunde habt, die Euch auf den Pfad der Tugend zurückweisen! Nicht alle haben es so gut!“ Damit ging sie. Lotte blieb laut schluchzend auf ihrem grün- und weißgestreiften Stühlchen sitzen.

Frau Christine Engelin nahm ihren Strickbecher hervor.

„Seit wann dauert das Verhältnis?“

„Ich weiß es nicht!“

„Seit wann läßt du dich von dem Heinrich küssen?“

„Seit . . . seit ich das Kleid mit den gestickten Röschen an habe!“

„So! Weißt du, Lotte, daß dein verstorbener Vater eine Heirat mit Heinrich Zschille nie zugeben würde! Nie! Er konnte es schon nicht leiden, daß ihr zusammen spieltet! Dein Vater hat seinerzeit die Magdalene geliebt, des Zschille Frau, als sie noch Mädchen war. Und sie hat den andern genommen, den Zschille! Das hat er ihr nie vergessen!“

Frau Christine Engelin erzählte nicht, daß sie selbst von je den Engelin lieb gehabt, daß sie deshalb selbst die Magdalene eifersüchtig gehaßt hatte, so, wie sie auch Lottes Mutter, Engelins erste Frau, haßte.

Und nun sollte ihre Stieftochter den Sohn der Magdalene heiraten? Und sie, Christine, sollte an der Hochzeit

teilnehmen und freundliche Augen machen? Nein, das würde nicht geschehen! Dafür war sie die Anna Christina Engelin!

Das weinende Kind dort in der Ecke war leicht umzustimmen; die war wie ein schwankendes Blümlein im Wind! Frau Christine strickte eifrig.

„Lotte, mein Kind,“ sagte sie nun laut, „geh in dein Zimmer und rüste alles, was du brauchst zur Reise! Ich komme später und helfe dir packen. Vorher will ich einen Platz in der Post bestellen und einen Brief an Tante Cornelia schreiben.“

„Ich möchte dem Heinrich noch Liebewohl sagen,“ bat Lottchen.

„Nein, Jungferchen, das wirst du nicht! Du bleibst in deinem Zimmer und verlässest das Haus nicht! Verstanden?“

„Ja, Mutter,“ schluchzte Lottchen folgsam. Sie erhob sich und stieg die Treppe hinan, wo ihr Zimmerchen lag. Es hatte einen Erker, der gegen den Garten ging.

Der Goldregen glühte zu ihr herüber. Den sollte sie nun solange nicht mehr sehen! Und den Heinrich auch nicht! Lottchen stand am Fenster und weinte, und ihre Tränen liefen ihr auf den bloßen Hals, sodaß sie sie mit ihrem feinen gestickten Tüchlein wieder wegwischen mußte.

Dann ging sie zu ihrem Schreibtisch, entnahm ihm einen Schattenriß, küßte ihn und legte ihn sorgsam zwischen weißes Papier. Darauf holte sie aus einem Schubfach eine blau-seidene Briestaße, auf der zwei rote Herzen gestickt waren, mit einem grünen Kränzlein darum, und verwahrte sie bei dem Schattenriß. Auch das dünne Büchlein mit den Vergißmeinnicht darauf vergaß sie nicht. Alle drei Gegenstände legte sie zwischen ihre Wäsche, und als später Frau Christine kam, um zu packen, merkte sie nicht, daß sich unter Schürzen und Halstüchlein allerlei Liebes versteckt hatte.

Es half Lottchen nichts, daß sie beim Abendbrot ihre Mehlsuppe mit Tränen würzte. Es half ihr nichts, daß sie am Morgen ihre Mutter flehentlich bat, sie doch von Heinrich Abschied nehmen zu lassen. Es half ihr nichts, daß sie beteuerte, sie würde über kurz oder lang an Heimweh und Liebesgram sterben — sie mußte mit einem gefüllten Reisefack, mit einem vollgestopften Reticüle und einem mit Leinwand vernähten Korb in den Postwagen steigen.

Die resolute Frau Christine zupfte Lottes Kleid in die rechten Falten, legte ihr den langen Crêpeshawl um die feinen Schultern, zählte die Gepäckstücke — mit Mantel und Sonnenschirm waren es sechs — und nahm Abschied von ihrer Tochter.

„Grüße die Frau Tante, Lottchen! Verliere nichts und vergiß nichts und schlag' dir die Fausen aus dem Kopf! Gemüse und was sonst der Garten hergibt, sende ich alle Wochen einmal mit dem Boten!“

„Ja, Mutter.“

„Und trag' das Kleid mit den Kleeblumen nur am Sonntag, hörst du, und das braune geht bei Regen noch ganz



gut! Geh auch 'Sonntags in die Kirche, du hast es nötig! Und untersteh' dich nicht und schreib' an den Heinrich!"

"Nein, Mutter!"

"Und jetzt ade, Vottchen, bleib' gesund, und grüß die Frau Tante!" Der Wagen setzte sich in Bewegung.

Lotte, die allein darin saß, hob ihr Tüchlein an die Augen und ließ sich forttragen.

Vor dem Städtlein draußen, wo die drei Kastanienbäume standen und es anfang langsam bergan zu gehen, holte der Postillon seine Trompete hervor und blies ein lustiges Stücklein.

Hinter einem der drei Kastanienbäume aber stand der Heinrich, sprang auf das Trittbrett, öffnete die Tür und setzte sich neben Vottchen.

Er küßte und umarmte das verweinte Ding, versprach ihm ewige Liebe und Treue, bat Vottchen, doch seiner zu gedenken, und schenkte ihr zum Abschied einen feinen Ring mit einem blutroten Karneol.

Darauf war ein flammendes Herz gegraben und darüber zwei Buchstaben: C. E.

"Sieh, Vottchen, wie merkwürdig! Der Ring trägt deine Buchstaben: Charlotte Engelin! Mein Mütterlein hat ihn mir einst gegeben, er soll uns Segen bringen!" Damit steckte er Vottchen den Ring an.

Er wußte nicht, daß Charles Engelin, Vottes Vater, diesen Ring einmal der schönen Magdalene geschenkt, die dann doch den andern genommen!

"Jetzt, geliebtes Herz, gib mir noch einen Kuß, ich muß fort!" Lotte und Heinrich küßten sich, bis der Wagen oben auf der Anhöhe angekommen war. Dann sprang er hinaus und mit zwei Schritten auf einen nahen Hügel.

Dort stand Heinrich und winkte, bis der gelbe Postwagen in der Ferne verschwand. Er preßte seine beiden Fäuste auf sein übervolles Herz, sah strahlend über das lachende Land und rief laut darüber hinweg: „Ewig!"

Vottchen saß im Wagen, drehte ihr rotes Kinglein am Finger und weinte dazu.

* * *

Viele Jahre sind vergangen, seit Heinrich jubelnd sein „Ewig“ ins Land hinausgerufen und Lotte ihr rotes Kinglein gedreht hat.

Manch zärtlich-verliebten Brief hat Heinrich seinem Liebchen geschrieben, als sie die Bußzeit bei der Tante abfüßen mußte.

Er hat ihr darin das alles gesagt, was er ihr nie sagen konnte, wenn er bei ihr war, weil dann sein Herz viel zu voll war von Glück und Liebe.

So schrieb er ihr denn, wie sie seine ganze Freude sei und immer bleiben werde. Und daß er sie ewig

lieben werde. Das wisse er, daran könne Zeit und Raum nichts ändern.

Vottchen hatte ihm geantwortet, zärtlich und liebevoll. Plötzlich schrieb sie, daß die Mutter gekommen sei und verboten habe, daß sie Briefe von Heinrich empfangen, besonders aber, daß sie solche an ihn sende. Er gehorchte und schwieg.

Durfte Heinrich seinem Vottchen nicht mehr schreiben, so durfte er doch an sie denken! Und das tat er. Voll großer Freude und Hoffnung auf die Zukunft!

Er stellte sich vor, wie er einmal für sie sorgen wolle, wie er sie in seinem Hause hegen und pflegen wolle; er sah sie als eine weiße Blume darin leben, die dunkeln Eichenwände erhellend und die großen Zimmer belebend.

Sie sollte es gut haben! Nie sollte ein böses Wort sie verletzen, nie ein Leid sie treffen! Er wollte leben, um sie glücklich zu machen; ein anderes Ziel hatte er nicht.

Allabendlich ging er hinaus in den Garten und sah hinüber zur Laube. Sehnsüchtig gedachte er Vottchens. Wenn sie doch zurückkäme!

Aber die Rosenzeit ging vorbei, die Georginen begannen ihre bunte Pracht zu entfalten, die Astern nickten im Wind, die roten Äpfel fielen von den Bäumen, und immer noch kehrte seine „Herzfeine“ nicht zurück.

Da ging das Gerücht durch das Städtlein: Die Lotte Engelin ist Braut! Mit Raßmussen, ihrem Nachbar!

Die behäbige Haushälterin, die im Hause Zichille seit langem den Haushalt führte, die kränkliche Mutter hatte pflegen und begraben helfen und an dem heranwachsenden Heinrich Mutterstelle vertrat, stellte sich vor ihren Pflegesohn, glättete ihre schwarze Schürze und sagte:

„Heinerlein, mein Büblein, ich habe etwas gehört, was dir gegen den Strich gehen wird!"

„Was denn, Salome?"

„Ich habe gehört, die Lotte Engelin sei Braut!" Da lachte Heinrich.

„Ach, Salome! Was reden die Leute nicht alles! Mein Vottchen kenne ich! Die und einen andern lieben!"

„Lieben vielleicht nicht, aber heiraten! Es hat es schon manches feine Jüngferlein so gemacht!"

Da brauste der Heinrich auf.

„Salome, schäm' dich!"

„Ja, ja, das Ei will wieder klüger sein als die Henne!" murmelte die alte Jungfer und ging in die Küche, um das Waffeleisen einzufetten. Sie tat es mit mehr Lärm und Geklirr als nötig gewesen. Die Lotte! Die war noch lange ihren Buben nicht wert! Und dann noch lange nicht!

Heinrich war ruhig und doch unruhig zurückgeblieben. Er wußte es ja: es konnte nicht sein!

Er und Lottchen hatten es allzuoft zusammen besprochen, wie er nur seine archäologischen Studien zu einem guten Ende bringen wolle und dann sogleich heiraten. Er brauchte sonst nach nichts zu fragen.

Wie oft hatte er es sich ausgemalt, wie er in seiner großen getäferten Stube am Schreibtisch sitzen werde und neben ihm das Lottchen, am Fenster, zwischen weißen Musselinvorhängen mit feinen grünen Blättchen, eine Lichtgestalt, die ihn immer und immer wieder beglücken und begeistern würde!

So oft hatte er diesen Gedanken durchgedacht und sich so liebevoll hineinversenkt, daß er manchmal vergaß, daß das beglückende Bild nur ein Kind seiner Phantasie, nicht der Wirklichkeit war. Nein, sein Lottchen nahm keinen andern!

Aber Lottchen nahm doch einen andern. Den, den

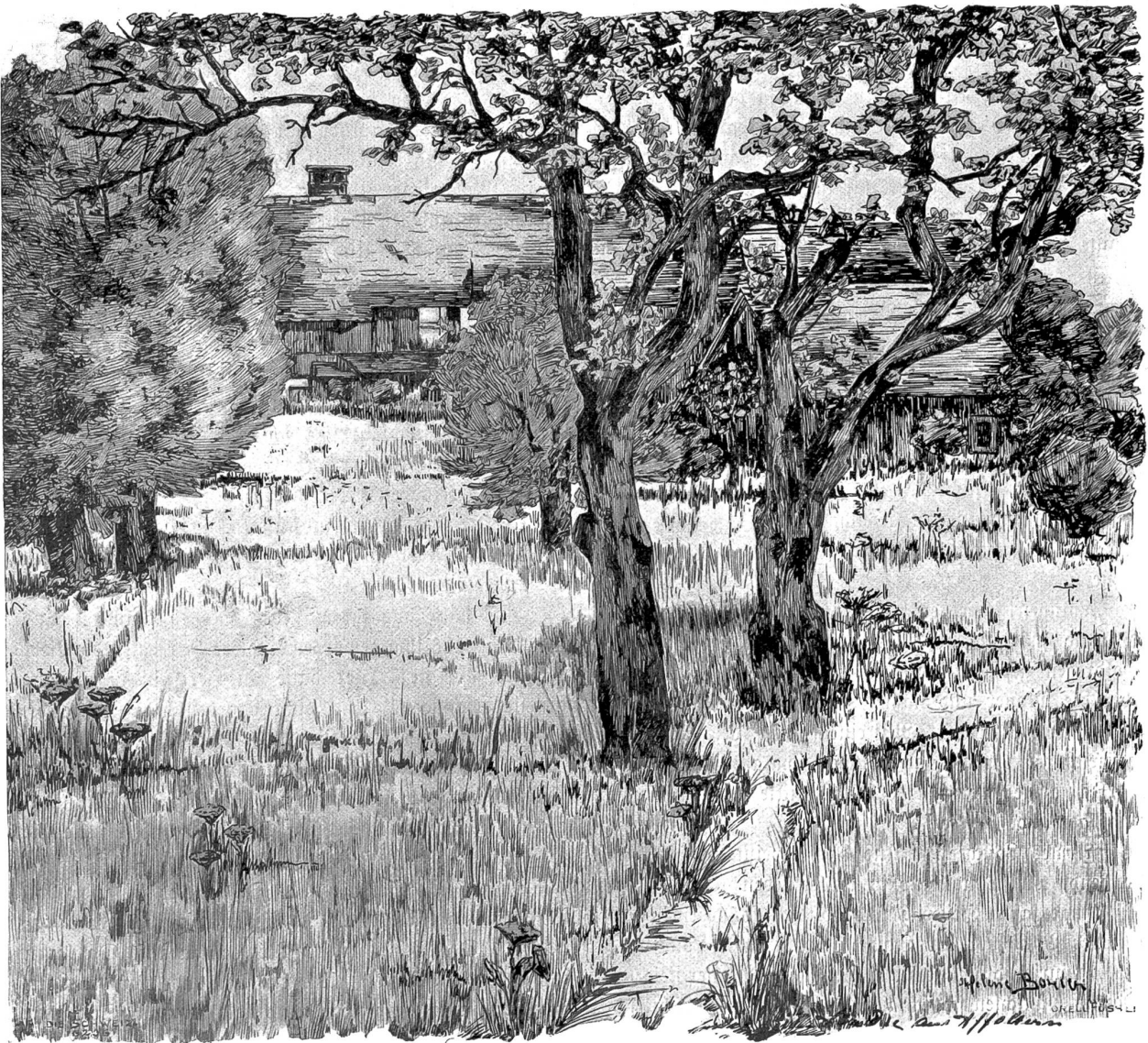
die Mutter ihr verordnete. Sie hätte ja viel, viel lieber ihren Heinrich gewollt! Aber die Frau Christine Engelin sagte nein, und zu Franz Raßmussen sagte sie ja, und dann reiste sie zu Tante Cornelia und zu Lotte.

Zuerst befahl sie ihr, dem Heinrich zu schreiben, daß sie sich seine Briefe verbitte. Dann zog sie dem weinenden Lottchen den roten Ring vom Finger und steckte ihr den von Franz Raßmussen an.

Es war nicht umsonst, daß Frau Christine ihrem Lottchen ein halbes Leben lang gepredigt, daß Demut und Gehorsam der schönste Schmuck einer Jungfrau sei. Lottchen gab nach, gehorchte, neigte demütig ihr Köpflein und nahm den andern.

Sie legte das Ringlein mit den zwei Buchstaben — den ihren und denen ihres Vaters — in die blaueidene Briefftasche zu dem Büchlein und dem Schattenriß und verbarg alles im hintersten Schubfach ihrer Truhe.

Am Tag vor ihrer Hochzeit schloß das alte Haus



Motiv aus Affoltern. Nach Federzeichnung von Helene Borler, Zürich.

mit dem Goldregen im Garten die Augen. . . . Heinrich siebelte in die Universitätsstadt über, und die alte Freundin Salome begleitete ihn.

Wieder vergingen ein paar Jahre. Heinrich war Doktor geworden. Er war hinausgezogen in die Fremde, einmal nach Italien, dann nach Griechenland, zuletzt nach Aegypten.

Und immer war er derselbe geblieben, seine alte Liebe mit ihm. Zu Zeiten wurde sie jung und rauschte und brauste in seinem Herzen und zwang Heinrich heimzureisen in sein altes Haus und in sein Turmzimmer, um hinüberzuschauen in den Nachbargarten.

Dann wurde sein Herz ganz, ganz still, wehmütig still. Denn drüben ging Lottchen herum und hängte Wäsche auf und hütete ihr Kind.

Aber es war das alte Lottchen nicht mehr. Hager und vergrämt war das liebe Gesichtlein geworden, mager die runden Arme, verarbeitet und rot die feinen Finger; denn Franz Kaszmussen hatte seine Frau geheiratet, daß er in ihr eine erste Magd spare. Das demütige und nachgiebige Lottchen hatte zu allem ja gesagt, auch zu dem, was über ihre Kräfte ging. So war sie nur noch der traurige Schatten des Blümchens, das sie gewesen.

Heinrichs Herz wallte auf in Mitleiden.

Das Lottchen! Das Lottchen! Und er stand da und konnte ihr nicht helfen, mit all seiner Liebe und seinem vielen Geld nicht! Er durfte sie nicht einmal iröfsten, nicht ein einziges Mal an sein Herz nehmen und sie streicheln!

So reiste er denn wieder ab und diesmal für lange Zeit.

Als er wieder kam, saß Lottchen vor der Kornelkirschenlaube in einem schwarzen Kleid. Ihr einziges Kind war ihr gestorben. Der Schmerz hatte tiefe dunkle Schatten in ihr Gesicht gezeichnet.

Heinrich faßte sich ein Herz. Er trat an die Gartenmauer.

„Lottchen!“ rief er hinüber. Bei dem Klang seiner Stimme fuhr sie auf. Er hatte einen großen Zweig Goldregen gepflückt und stieg wie in alten Tagen damit über die Mauer und nahm Lottchens Hand in die seine.

„Armes Lottchen!“ Mit einem Blick, den der Doktor Heinrich nie vergaß, sah Lottchen ihn an und sagte:

„Ja, armes Lottchen!“ Dann nickte sie noch einmal und sagte noch einmal:

„Armes Lottchen!“ Und dann weinte sie so herzbrechend, wie sie noch nie in ihrem Leben geweint hatte.

Lange saßen Heinrich und Lottchen so nebeneinander auf der Bank vor der Laube. Dann sagte Lottchen:

„Heinrich, du mußt nie mehr über die Mauer steigen!“ Darauf wünschten sie sich gute Nacht, und Heinrich ging.

Das war das letzte Mal, daß sich Heinrich und Lotte gesprochen.

Ein Jahr darauf lag er aufgebahrt in seiner dunkel getäferten Stube, und drei Tage später wurde er begraben.

Und wenige Tage nachher hielt Lotte ein amtliches Schreiben in der Hand, in dem ihr mitgeteilt wurde, daß sie nach Ausfertigung ansehnlicher Legate Heinrichs Achilles Haupterin sei.

Franz Kaszmussen ging an Lottes Stelle auf das Amtsgericht und nahm an ihrer Stelle Besitz von Haus und Geld und dem Garten mit dem Goldregen.

Lotte konnte sich lange nicht entschließen, hinüberzugehen in das stille Haus.

Endlich nahm sie das Körbchen mit den vielen Schlüsseln, die man ihr übergeben hatte, und ging in ihrem langen schwarzen Kleid aus dem Hause ihres Mannes in das des toten Fremdes.

Leise Schauer liefen ihr über den Rücken, als sie in den kühlen dunkeln Flur eintrat. Hastig öffnete sie einen Laden, damit es hell werde. Dann ging sie langsam von einem Raum in den andern.

Da war die Stube mit den steiflehnigen Stühlen, in der sie als Kind mit Heinrich gespielt! Da war Frau Magdalene Achilles Boudoir mit den seidenen Vorhängen und den hohen gemalten Vasen! Es roch noch jetzt nach Lavendel! Und das Schlafzimmer von Heinrichs Eltern mit dem mächtigen Bett, um das die Vorhänge dicht zusammengezogen waren! Wie oft hatten sie als Kinder sich dahinter versteckt! Dann das kleine blaue Besuchszimmer mit den Bildern auf Glas gemalt! Mit der schönen Susanne und den bösen Juden!

Lotte sah sich um. Es schien ihr, als grüßten aus allen Ecken die Geister der Erinnerung. Die sonnige Zeit ihrer Kindheit! Die Rosenzeit ihrer Liebe!

Um sie fing es an zu flüstern und zu singen und zu klingen! Aber aus der Frühlingmelodie wurde ein Trauergesang.

Was hätte aus ihrem Leben werden können! Und was war aus ihm geworden? Hier, hier hatte die Liebe gewartet auf sie! Hier hatte ein Herz ein Leben lang für sie geschlagen! Und dicht daneben hatte sie gelebt, ohne Sonne und ohne Liebe!

Lotte erschauerte. Sie trat in Heinrichs Studierzimmer und setzte sich an seinen Schreibtisch. Sie nahm einen kleinen verschnörkelten Schlüssel und öffnete die Schubladen.

Da lag ihr Schattenriß. Da lag das Band, das sie damals getragen, als sie sich zuerst ihre Liebe gestanden. Das Band mit den Röschen darauf! Da lagen ihre wenigen Briefe. — Und ein Tagebuch war da. Lotte öffnete es aufs Geratewohl und las ein paar Seiten.

„Lotte, Lotte! Da lebe ich neben dir und nicht mit dir! Du trägst dein Kind auf dem Arm, und es ist nicht mein Kind! Da sehe ich dich vergrämt und freudlos neben mir gehen und darf dich nicht an mein Herz reißen und dich hegen und pflegen und bergen vor Leid und deine Wangen wieder aufblühen sehen und deine Augen glänzen!“

Lotte stöhnte. „Ich muß fort!“ flüsterte sie.

Sie schloß den Schreibtisch. Schauer um Schauer schüttelten sie. Es war kühl und feucht in dem alten Haus.

Lotte schloß die Läden und ging in den Garten.

Dort pflückte sie vom Goldregenbaum beim alten Turm ein Zweiglein.

Ueber das kleine Fenster war der Epheu gekrochen, und die Spinnen hatten es verhängt.

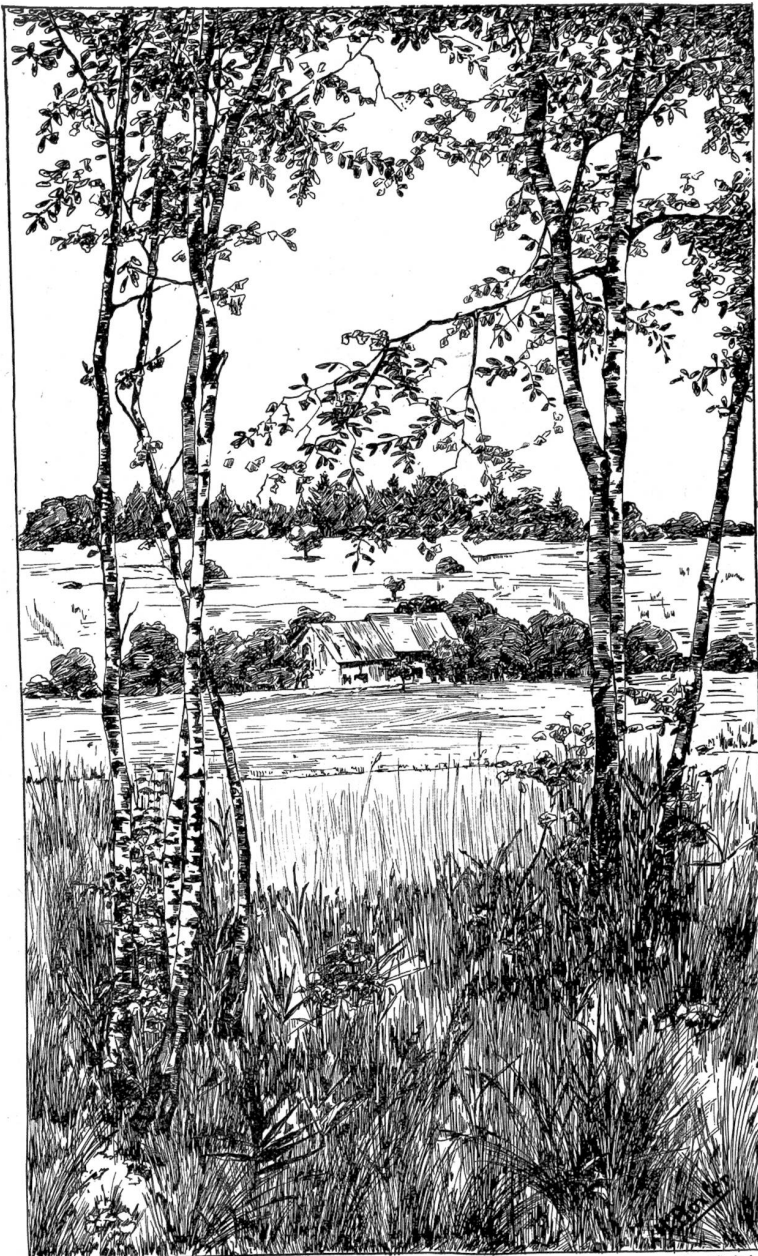
Lotte küßte den Goldregen. Dann ging sie nach Hause, müde und zerschlagen.

Eine Lungenentzündung überfiel sie. Sie rasste im Fieber und wollte, daß man ihr Goldregen aufs Herz lege.

Zehn Tage darauf starb sie, drei Wochen nach Heinrichs Tod.

Er hatte sich schon vor Jahren das Grab neben den Engeln gekauft. So wurde Lotte neben ihn gebettet.

Wenn ihr Liebster es gewußt hätte, so würde ihn auch das noch beglückt haben. Aber er schlief, und keiner sagte es ihm...



Motiv vom Katzenlee. Nach Federzeichnung von Helene Boyler, Zürich.

Des Lebens Lehrling.

Roman von Johanna Siebel, Zürich.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Draußen im Hausflur preßt Dora die glühende Wange an die kühle Mauer. Dann, als das wilde Pochen ihres Herzens ruhiger wird, geht sie hinein zu den Kindern. Die kauern alle drei trübselig wie kleine Vögel in der Fensternische und ducken die Köpfe, als ob ein Hagelwind sie getroffen.

„Kommt,“ sagt Dora in einem herzlichen Erbarmen, „wir wollen an den Strand gehen; ich glaube, die Sonne tanzt auf dem Wasser!“

Da plustern sich die kleinen verschüchterten Vögel und fangen an zu zwitschern.

Bald darauf wandert Dora mit den Kindern über die zierlichen Sandwellen am Strande, in denen die rosigen und die blaublanken Muscheln liegen, die der Seetang mit feinen Fäden umhäkelt.

Sie wandern so weit, bis sie mitten im Sandmeer schon wieder kleine Wassertümpelchen sehen, in denen die Sonne glitzert.